Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 35

Artikel: Poscht bigoscht
Autor: Jünger, Stephan S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-501738

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stephan S. Jünger:

Poscht bigoscht

Wenn der Sauser gärt, findet keiner etwas dabei. Wenn es bei der Post gärt, gibt's Aufsehen. So so, die wollen also nur noch zweimal mit der Briefpost vorbeikommen und den Mittagsdienst ausfallen lassen? denkt sich manch einer in Zürich und in 32 andern Orten; die sind wohl nicht gern an der frischen Luft? Soso, die wollen ein Transportwägeli haben, um den Segen an beschriebenem Papier draufzuladen? Haben wohl keine Vollpackungsmärsche im Dienst gemacht, oder zumindest keine Freude daran gehabt? Soso, und bei durchlöchertem PTT-Monopol sollen jetzt immer mehr Privatorganisationen die vielen Drucksachen, die doch so wichtig sind, besorgen? In Lausanne hat's schon eingerissen, in Genf, in Bern. Basel kommt im August dran, Zürich, Biel und Neuenburg sind nächste Städte auf der Warteliste. Ja, was füllt jetzt eigentlich dem Briefträger das Ränzel?

Keine Angst, es bleibt so noch übergenug für ihn zu tun. Und manchmal wundert man sich, daß er neben der üblichen Last ausnahmsweise sogar Zeit und Mühe aufwendet, dir einen adressierten Bierdeckel aus München zuzustellen, oder, wie in Zürich geschehen, den Gruß eines Italieners aus der Provinz Treviso an sein Liebchen in Zürich: ein heimaterdig duftendes, saftiges, frankiertes, adressiertes, frischgepflücktes Efeublatt.

▪

In der Schweiz haben vor einiger Zeit Pöstler demonstriert. In Deutschland zeigten die Pöstler während der ‹Aktion Igel› ihre Stacheln, arbeiteten ‹zügig, aber sorgfältig› unter peinlicher Beachtung der Dienstvorschriften, wodurch sich der Postbetrieb verlangsamte. Das war im Juli. Anfangs dieses Jahres machten die englischen Pöstler in passiver Resistenz, nahmen es gleichfalls schrecklich genau bei mäßigem Tempo, schickten zum Beispiel einen an Generalpostmeister Bevins adressierten Brief wegen «mangelhafter Angabe von Firma und Adresse» zurück, übergaben einen in die frühere Privatwohnung des Schatzkanzlers Lloyd adressierte Briefschaft dem Suchdienst, was eine Verspätung von Tagen bedeutete. Ticki Poscht!

Warum dies alles? Es ist kein Geheimnis: die Pöstler verdienen viel zu viel. Der ledige deutsche Briefträger kassiert zum Beispiel nach zehn Dienstjahren genau 451 Franken im Monat. Bei diesem Lohn müßte man ihm anstandshalber die Arbeitszeit so weit reduzieren, daß er Zeit hat, wenigstens einen Teil dieser Riesensumme zu verschleudern.

Immerhin habe sich, meldet UPI – und wir wollen es ihr glauben, da UPI ja nicht HAVAS ist –, ein Hamburger Bürger für die peinlich genaue Beachtung der Dienstvorschriften bei der Post revanchiert und eine 20-Pfennig-Marke aus der Mitte eines 200er Bogens verlangt, und da es keine Postvorschrift gab, die sein Verlangen als unzulässig bezeichnete, mußte der Mann am Schalter die Lücke in den Bogen schießen. Se non è vero, so ist's doch UPI.

▪

Post und Postboten sind selbstverständlich auch in die Literatur eingedrungen. Wer den ‹Vogelhändler› gesehen hat, erinnert sich des alten, streckenweise noch immer aktuellen Liedes: «Ich bin die Christel von der Post, klein das Salär und schmal die Kost ...» Auch der Liedschluß paßt so übel nicht zur Igel-Aktion in Deutschland, zum Arbeitstempo bei gedämpfter Trommelbremse Klang in England: «Nur nicht gleich, nicht auf der Stell', denn bei der Post geht's nicht so schnell ...»

Johann Sebastian Bach hat eine Posthorn-Fuge geschrieben, Schubert ein besinnliches Lied: «Die Post bringt keinen Brief für dich, mein Herz.» Und Ende März dieses Jahres ist in Celle Haeckers Schauspiel ‹Der Briefträger kommt› uraufgeführt worden. Schön von ihm, nicht, daß er überhaupt noch kommt?

▪

Kaum eine Institution wird in Leserbriefen häufiger erwähnt als die Post. Selten gelobt, meistens beschimpft, der Tenor der Zuschriften etwa so: «Katastrophales Versagen unserer Post ... mürrischer Mann am Schalter ... Autobriefkasten am falschen Ort ... Briefkastenschlitze am Postamt zu schmal, man kann nicht einmal einen Bernhardiner mit Anhängeadresse einwerfen ... ein einziger Dringlichkeitsschalter für 500 000 Einwohner ... Expreß kommt später als Normalbrief ... neuer Pöstler trifft regelmäßig halbe Stunde später ein als Vorgänger, schäkert wohl unterwegs»; es hat ja wohl nicht von ungefähr vor 80 Jahren schon in den Fliegenden Blättern geheißen, die Perle des Hauses habe auf Fragen der Meisterin, von wem sie am Morgen im Hausgang geküßt worden sei, schlicht geantwortet, es komme auf die Zeit an: um acht Uhr sei's der Briefträger, um neun Uhr der Milchmann gewesen. Etc. Usw. Das Meckern ist bekanntlich des Müllers Lust.

▪

Manchmal ist die Post unerhört findig. Sie hat, lesen wir, in Zürich eine Sendung an den Richtigen bringen können, die so adressiert war: ‹Messr. Warenmuster Echantillon Sans Valeur, Bahnhofstrasse, Nummer Sowieso.› Sie hat einen Brief mit sieben darauf gezeichneten Bibi richtig an Frau Siebenhühner abgegeben, eine Karte mit einem kleinen Hammer dem Fräulein Hämmerli. Sie hat anderseits eine an einen Herrn von Moos im obwaldischen Sachseln adressierte Zeitung vom 30. Juni 1960 mit dem amtlichen Vermerk zurückgehen lassen: ‹Abgereist ohne Adreßangabe.› Herr von Moos soll später in Bern als Bundesrat wieder gefunden worden sein.

Uebrigens: Ebenfalls von Moos hieß der erste mit Namen benannte Briefträger der Stadt Zürich; das war 1710. Und wissen Sie, wieviele Briefträger es 1835 in Zürich gab? Lachen Sie nicht: einen einzigen.

▪

Warum unsere Briefkästen nicht größer seien? Wären sie es, so würden sie bei den heutigen Bräuchen auf dem Wohnungsmarkt als Separatzimmer vermietet.

▪

Schwerbeladen kommt der Pöstler, da und dort nach dem Reichspostmeister Heinrich Stephan noch immer Stephansjünger genannt, dahergestapft, vom Regen durchnäßt, geht von Haus zu Haus, stopft die Ware in die Briefkästen, seufzt. Und wie er seufzt, geht ein Männchen vorüber, dem nicht alle Zusammenhänge im Leben klar sind, und sagt belehrend: «Guete Maa, schicked Si die Waar doch mit de Poscht, wänn's eso rägnet!»

▪

In einem einzigen von zehn schweizerischen Postkreisen können jährlich 30 000 Sendungen wegen unleserlicher Adresse nicht zugestellt werden. «Je höher ein Mann emporsteigt, desto unleserlicher wird seine Handschrift», hat kürzlich ein Blatt behauptet und gleichzeitig Kennedy-Belege abgedruckt. Und der New York Mirror meinte: «Das einzige, was die großen Manager besser können als ihre sämtlichen Angestellten, ist das Entziffern ihrer Handschriften.» Der Viertkläßler aber fragt den Lehrer, was er ihm da unter den Aufsatz geschrieben habe, und der antwortet, das heiße: ‹Handschrift unleserlich.› Wer also seine eigene Schrift nicht mehr lesen kann, der adressiere mit der Schreibmaschine. Mamie Eisenhower besitzt bereits so ein Ding, dessen Typen ihrer Handschrift entsprechen.

▪

Briefe soll man, sagte Gottfried Keller, wie jedes andere Vergnügen, nach getaner Arbeit sich gestatten. Seine Briefe füllen fünf Bände, darunter ist einer, in welchem Theodor Storm übers Strafporto aufgeklärt wird: «Sie haben schon einige Male Ihre Briefe mit Zehnpfennig-Marken frankiert, während es nach

Kenner fahren
DKW!

Seit Jahrhunderten
gediegene Gastlichkeit
gepflegte Geselligkeit
Hotel Hecht St.Gallen
Dir. A. L. Schnider

außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennig in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stocks hinunter läßt, das Zetergeschrei erhebt: Da hat wieder einer nicht genug frankiert! Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert! Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: Wer ist es denn wieder? Den nächsten Brief dieser Art, schreit die Schwester fort, wird man sicherlich nicht mehr annehmen? – Du wirst nicht des Teufels sein! schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme ... Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen.»

■

Erwachsensein, gibt Monique Humbert zu bedenken, heißt unter anderem einen eigenen Briefkasten haben.

■

Postkutschen beschert uns, vom Rousseaujahr abgesehen, höchstens noch der Durchschnittswildwester. Was sonst sollten die unrasierten Banditen überfallen, wenn keine Postkutsche mit Geld oder hübscher Dame angerattert käme? Der eine und andre unter uns aber darf vielleicht mit Friedrich dem Großen noch von sich sagen:
«Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Bullenbeißer, die auf der Landstraße bellen.»

■

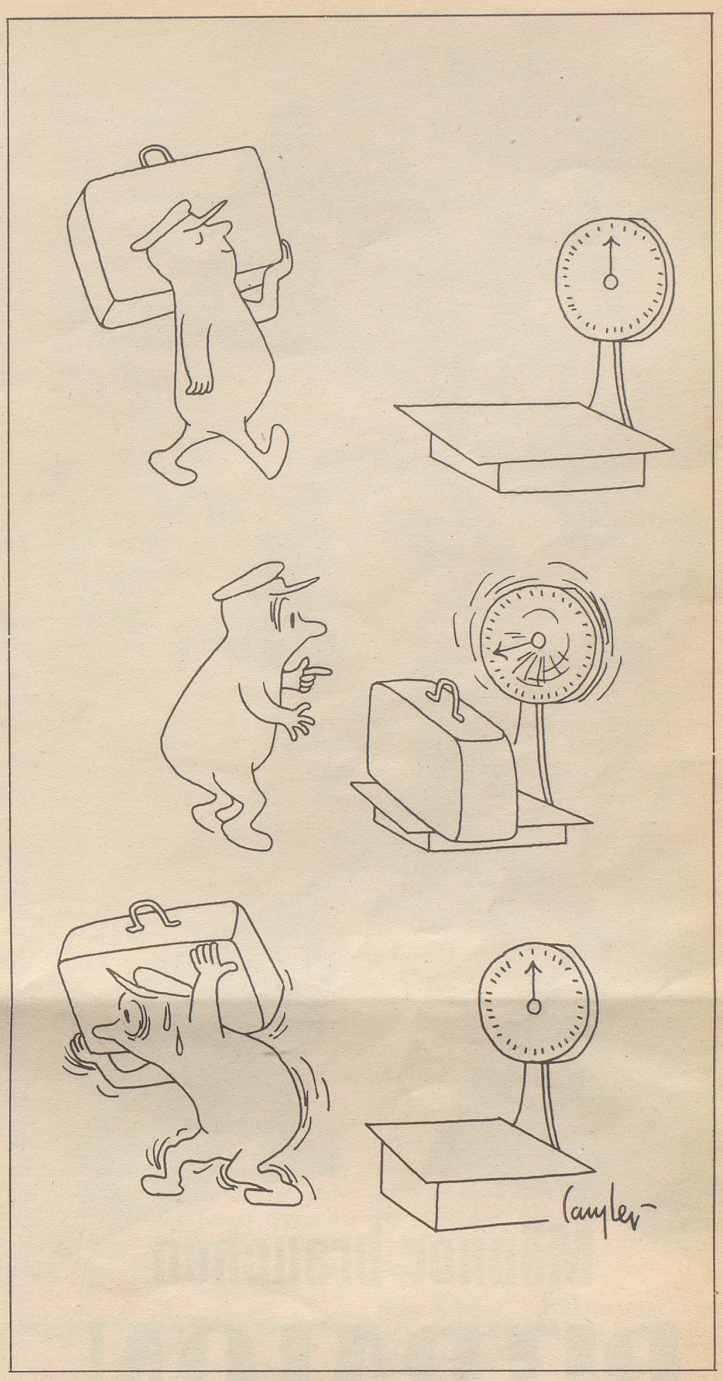
Zum Donnerwetter: einen Brief, der todsicher abgeschickt wurde, nicht erhalten! Verloren? Geklaut? Wer weiß, vielleicht ist er noch unterwegs. Die chilenische Postverwaltung erhielt 1960 auf einen Chlapf 520 Säcke mit Post, die 15 Jahre vorher im Frachter ‹John Bidwell› verstaut worden waren, dort vergessen gingen, beim Verschrotten des Schiffes zum Vorschein kamen. Ein schweizerischer Oberstdivisionär hat einmal eine Karte als unzustellbar zurückerhalten, die er 40 Jahre vorher als Leutnant geschrieben hatte. Ein Brief der Staatskanzlei Freiburg, abgeschickt 1944 und adressiert an den damaligen Präsidenten des Großen Rates, kam 16 Jahre später am Bestimmungsort, in Estavayer, an. Und ein Zürcher Pöstler kam dazu, als man in einem Hause durch Holzritzen in den Briefkästen gerutschte, jahrzehntealte Briefschaften entdeckte, darunter einen 30 Jahre alten Avis zu einem Stelldichein. «Hoffentlich», meinte Walter Zimmerli, der dies berichtete, «hat der Bräutigam in spe nicht während dreier Jahrzehnte unter der Uhr des Hotels ‹Central› am Central gewartet!» Wohl kaum, jedenfalls steht, wir haben nachgeschaut, niemand mehr dort.

■

Immer wieder versuchen Publizisten, die Leute wieder zur ‹verloren gegangenen Kunst des Briefeschreibens› zu animieren. Der Pöstler aber wird froh sein, daß die Zeiten, da Adalbert Stifter seiner Amalia suggerierte: ‹Und wenn Du nichts zu schreiben weißt, so schreibe 200mal, daß Du mich liebst›, einigermaßen vorüber sind, und daß der charmante neue Bekannte die charmante neue Bekannte nicht mehr mit ‹A weli Adrässe törf ich Ine schribe?› bestürmt, sondern mit: ‹Chönds mer Iri Telefonnummere gää?› Telefon als Briefersatz! Triumphierend meldet denn auch die PTT in Werbefenstern: ‹Gesprächige Schweiz: 3,5 Millionen Telefongespräche werden täglich in der Schweiz geführt, 3,5 Millionen Kontakte von Mensch zu Mensch, in Sekunden geschaffen.›

■

Keine Post ohne Briefmarken. Die Freuden des Sammlers, die entsprechende Annonce im Uebergangsalter: ‹Tausche Utopia- und Mikkeymausbände gegen Briefmarken.› Das Erlebnis, einen ‹Chruschtschow gezähnt› zu kriegen, ‹Theodor-Heuss-Kiloware› angeboten zu erhalten. Die Verarbeitung der Mitteilung des französischen Postministers, mit Bardot-Marken warte er zu, bis er die Möglichkeit habe, Briefmarken dreidimensional herauszubringen. Die Tatsache, daß eine Regierung ein Portrait auf die Marke bringen will, das, da Original von Bilderdieben abgehängt, nicht greifbar ist. Die Politik auf der Briefmarke: Tschechei refüsiert amerikanische Sendungen, die mit amerikanischen Masaryk-Gedenkmarken frankiert sind. Oder: Westdeutschland darf Einsteinkopf laut Testamentsvollstrecker des Gelehrten nicht auf die Dreimarkmarke der Dauerserie ‹Große Deutsche› bringen, soll Offenbach als Ersatz nehmen. Ehedem war die Briefmarkensprache harmloser.

■

Der Brief, sagte Friedrich Nietzsche, der durchaus nicht pausenlos von der Peitsche gesprochen hat, ist ein unangemeldeter Besuch, der Briefbote der Vermittler unhöflicher Ueberfälle. Man sollte alle acht Tage eine Stunde zum Briefempfangen haben und danach ein Bad nehmen.